

für die

## Literatur des Auslandes.

N<sup>o</sup> 22.

Berlin, Montag den 20. Februar.

1843.

### Türkei.

#### Die Albanesen.

An den westlichen Gränzen der Griechisch-Slawischen Welt lebt ein Volk, welches, stets unter den Waffen, in dem Ottomanischen Gebiet eine wahre Krieger-Kaste bildet, die eben so gefährlich und eben so frei ist, als die Krieger-Kaste in Central-Asien. Dieses Volk, welches zu allen Zeiten einen überwiegenden Einfluß in der Türkei gehabt hat und dieses Reich bis auf den heutigen Tag noch mit seinen besten Soldaten versieht, dieser kriegerische Stamm sind die Albanesen, d. h. nach der buchstäblichen Bedeutung des Wortes die Weißen, nach der gegenwärtigen Bedeutung desselben aber die Unabhängigen. Ihre Nationalität, die eigentlich mysteriösen Ursprungs ist, steigt bis zu den Zeiten der Pelasger hinauf, und die Griechisch-Slawischen Stämme finden in Albanien ihre gemeinsame Wiege.

Die Albanesen nahmen einst den kleineren Theil der Griechisch-Slawischen Halbinsel ein, wie dies noch die Namen vieler Städte und Flecken beweisen, in denen heutigen Tages die Serben oder Hellenen leben. Sogar in vielen Orten in Bulgarien, Bosnien und Macedonien giebt es alte Dörfer, in denen Albanesen mit Tinzaren gemischt leben. Der auf einem so bedeutenden Flächenraume zerstreute Albanessische Stamm nimmt jedoch jetzt sichtbar ab, und kaum zählt man in der jetzigen Zeit anderthalb Millionen Albanesen da, wo vor vierzig Jahren unter Ali-Pascha von Janina noch zwei Millionen existirten.

Während aber in Albanien, welches dem gebildeten Europa näher liegt als die übrigen orientalischen Länder und nur durch einen schmalen Meerbusen von Italien getrennt ist, sich der segensreiche Einfluß des Westens fühlbar machen sollte, tritt in diesem Theile des Türkischen Reiches immer mehr das Element der Barbarei hervor. Was ist nun die Ursache hiervon? muß man fragen. Einige nehmen zwar an, daß dies durch die hartnäckige Anhänglichkeit der Albanesen an das System der Stämme und Clans entspringe. Die Albanessische Barbarei entspringt jedoch nicht aus ihrererspaltung in Stämme, sondern aus ihrer kriegerischen Lebensweise, aus dem unruhigen Geist der Horden und ihres, sogar zur Friedenszeit, kriegerischen Charakters.

Die Albanesen unterscheiden unter sich selbst zwei Haupt-Benennungen: 1) der Name M<sup>er</sup>ditten (nach dem Persischen Worte mardait, d. h. tapfer) wird heutigen Tages dem vornehmeren Theile der Landes-Einwohner gegeben und scheint früher ein Ehrentitel gewesen zu seyn; 2) der Name Skiptaren (die Bewohner der Vorgebirge) erstreckt sich aber im Allgemeinen auf das ganze Volk.

Die folgenden Worte des Hippokrates charakterisiren die Albanesen ganz vortreflich: „Alle Bewohner gebirgiger, unebener, wasserarmer, dem häufigen Wechsel klimatischer Veränderungen unterworfenen Gegenden sind von hohem Wuchs, tapfer, thätig, von wildem und grausamem Charakter“, und kann man diesen Worten noch hinzufügen, daß der Albanese kleine Augen mit scharfem Blick, feine Augenbrauen, eine längliche Nase, flache Stirn, einen sehr langen Hals, eine außerordentlich gewölbte Brust, einen hageren, aber kräftigen Körper hat. Bei einer bewundernswürdigen Geschmeidigkeit der Muskeln zeichnen sich der Gang so wie die Bewegungen des Albanesen durch einen gewissen theatralischen Anstrich aus: er ist der alte Athlet. Obgleich mit Verstand begabt, ist derselbe doch wenig zu Verstandes-Anstrengungen befähigt. Der Albanese, gewissermaßen der Schweizer des Orients, dient stets mit Treue und Ergebenheit, und zwar findet man ihn in den Garben des Pappes, so wie am Neapolitanischen Hofe, in den Serais von Bagdad, Kabira, Marokko und in den Palästen der Moldauischen und Wallachischen Sultane.

In Albanien findet alljährlich eine ziemlich bedeutende Rekruten-Aushebung statt. Wer die Mittel dazu hat, hat auch das Recht, sich zum Buluk-Baschi (Anführer) zu machen, d. h. für eine gewisse Summe Leute zusammenzubringen und mit denselben auf Raub in ferne Gegenden zu ziehen oder in den Dienst fremder Regierungen zu treten. Die Anführer thun Alles ihren Untergebenen gleich und zeichnen sich vor diesen nur durch reichere Waffen und eine reichere Kleidung aus. Der Soldat erhält monatlich 7 bis 10 Thaler Sold ohne Kost, welche er sich durch Plünderung auf dem Lande verschafft. In Kriegeszeiten kennt jedoch die Pabgier der Albanesen keine Gränzen, und beim Angriffe der Unterliegenden ist ihr stetes Geschrei Aspra, Aspra! oder Xilon, Xilon, Xilon! (Geld, Geld! oder Tod, Tod, Tod!) Im Gefechte wissen sie die geringsten Terrain-Vorteile geschickt zu benutzen und kennen

aus Instinkt alle Vorteile des Partisan-Krieges. Mit Leichtigkeit verstehen sie den Feind durch falsche Bewegungen zu täuschen; unerwartet greifen sie ihn an, mit kleinen Abtheilungen besetzen sie ein ausgedehntes Terrain, indem sie eine Kette von Posten aufstellen, welche durch unermüdetes Patrouilliren unter einander Verbindung halten. Bei Hinterhalten stellen sie häufig ihre Fes und Mäntel in Gegenden auf, die gerade auf der entgegengesetzten Seite ihres Versteckes liegen. Auf der Erde liegend oder hinter Bäume versteckt, nehmen sie ihre Gegner mit unglaublicher Sicherheit aufs Korn. Die Gefangenen machen sie zu Sklaven; den Getödteten schneiden sie den Kopf ab, falzen ihn ein und stecken ihn auf eine Lanze, welche sie mitten in ihrem Dorfe aufpflanzen.

Die Albanesen sind im Allgemeinen offen und halten das gegebene Wort; ihre lasterhaften Neigungen sind dem ehelichen Leben, welches auf sehr strenge Grundsätze basirt ist, nicht entgegen; und sogar die Befenner des Islams haben hier nur Eine Frau. Bei alledem ist der Albanese nicht eifersüchtig und erlaubt seiner Frau, ohne Schleier zu gehen. Wie bei allen kriegerischen Völkern sind aber auch bei den Albanesen die Frauen verachtet und mit Arbeiten überhäuft. Dieselben verdienen jedoch ein besseres Loos, da sie Schönheit mit allen weiblichen Tugenden vereinigen.

Jedes Haus kann man hier ein Fort nennen, indem die Fenster als Schießscharten dienen. Die Lehmhäuser der Albanesen stehen fast stets isolirt, und zwar, wo möglich, auf Anhöhen, zu denen nur eine Treppe führt. In dem Zimmer findet man fast gar keine Möbel, zuweilen jedoch Thüren; der Rauch zieht durch eine Oeffnung in der Decke. Die Fenster sind ohne Glasscheiben und werden im Winter mit Papier verklebt. Die Serais der vornehmsten Bey's zeichnen sich durch einige Zierrathen aus und sind von außen mit hellen Farben bemalt, im Innern aber mit Arabesken, Zeichnungen orientalischer Architektur, Landschaften u. überfüllt.

Der Luxus des Albanessischen Kostüms, welcher übrigens eine Variante des Griechischen genannt werden kann, ist zum Sprüchwort geworden. Der mit buntfarbiger Seide reich gestickte, mit glänzend vergoldeten Knöpfen besetzte Kasitan umwallt die Gestalt und alle Bewegungen des Albanesen. Zwei aufgeschlitzte Ärmel flattern, flügeln gleich, von den Schultern. Der Fistan oder die Fustanelle, welcher an den Kilt der alten Celten und den kurzen Rock der alten Römischen Soldaten erinnert, gehört zu den vorzüglichsten Kennzeichen der Jünglinge des Albanessischen Fistan oder Clan. Die Fustanelle besteht aus 120 schräggeschnittenen Stücken Leinwand, welche zusammengenäht einen nach unten zu sehr weiten, in zahllosen Falten fallenden Weiberrock bilden. Diese Art von Tunika ist fast 2 Fuß lang und mit seidnen Festsens verziert, so daß sie dem Gange einen Anstrich von Leichtigkeit und Kraft giebt, welcher den Fremden in Erstaunen setzt. Weiße Fustanelle sind eine Schande für den Albanesen, und selten sieht man reine. Der Albanese ist stolz darauf, nur eine Fustanelle zu haben, die er so lange als möglich trägt, indem er der Meinung ist, dadurch zu beweisen, bis zu welchem Grade er Luxus und Ueberfluß verachtet.

Die Albanesen scheeren ihr Haupt wie die Türken, doch lassen sie im Genick einen Büschel Haare stehen. Die gewöhnliche Kopfbedeckung ist das rothe Fes; die Ulema's aber haben das Privilegium, Turbane und Bärte zu tragen. Der Kopfschmuck der Weiber unterscheidet sich von dem der Männer nur dadurch, daß sie das Fes mit Münzen behängen, und durch üppige Haare, welche sie von allen Seiten aufstecken.

Die Fußbekleidung der Krieger ist eine Nachahmung der alten Kotturne und besteht in tuchernen Stiefelchen mit Haken und Dösen und seidnen Einschnürungen, welche vom Knie bis zum Knöchel reichen. Die Reichen tragen hierzu rothe Saffian-Schuhe; die Armen dagegen ein Stück ungegerbter Haut, welches sie wie Sandalen mit Stricken zusammenbinden. Sein Lager macht der Albanese, ohne sich zu entkleiden, auf der Erde, indem er Matten von Palmten-Blättern oder einen aus einer Asiatischen Stadt entführten Teppich ausbreitet und unter den Kopf einen Mantel von Kameelhaar oder Schaafwolle legt. Eben so genügsam sind sie in ihrer Kost, indem sie ganz zufrieden sind mit einer Suppe von Reis oder Mais-Mehl, mit Milch gefocht. Nur an Festtagen giebt es Zani, d. h. Fleisch mit getrockneten Erbsen, Türkischen Pissab und Katsche, d. h. Braten, der aus einer ganzen Ziege oder einem Hammel besteht, welcher auf einem eichenen Brette servirt wird. Das Festtags-Mahl wird dann beschlossen mit Stückchen Honig, die mit Sahne angemacht sind. Bei aller ihrer ansehnlichen Barbarei sind diese Feste doch in gewisser Beziehung großartig. Mit Bewunderung sieht der Europäer die offene Feiertaglichkeit, welche hierbei

berrscht, und die langen Reihen von Dienern, welche mit auf der Brust gefalteten Händen dastehen, so wie die goldgestickten Servietten, die großen, mit kostbaren Steinen besetzten Krystall-Pokale, die vergoldeten Krüge, aus denen die jungen Frauen, nach der Mahlzeit, den Gästen warmes Wasser auf die Hände und das Haupt gießen, so wie zuletzt die mimischen Tänze. Alles erinnert hier den Reisenden an die Sitten des Alterthums; aber betrüben wird er sich, wenn der Familien-Vater mit abergläubischer Andacht die Knochen des verzehrten Hammels sammelt und im Sonnenschein, wie in einem Gottes-Urtheil, daraus das Schicksal seines Stammes herausliest.

Oft werden die Mahlzeiten durch Gesang begleitet, und zwar hat jeder Clan seinen Varden, der die Siege der Vorfahren und der gegenwärtigen Stammhäupter besingt, Siege, die für den Gebildeten durch Grausamkeiten und Treulosigkeiten sich auszeichnen, in den Augen der Albanesen aber nichts Tadelnswerthes sind. Die in Verse abgetheilten Gesänge sind jedoch sehr einförmig und werden zu gewissen Zeiten von durchdringendem Geschrei unterbrochen. Der Bratowlas, d. h. der Marsch, welchen schon die Gefährten Skanderbeg's fangen und der vielleicht bis in die Zeiten des Pyrrhus hinaufreicht, macht noch immer einen schlagenden Effekt.

In Folge der eigenthümlichen Lebensweise sind die Albanesen kräftig, unempfindlich gegen den Wechsel des Klima's und der Jahreszeiten und bezeugen die höchste Geringschätzung gegen die Aerzte. Auch giebt es in ganz Albanien nicht mehr als zehn Apotheker, welche in Pisa, Wien oder Paris gelernt haben. Die Chirurgie ist in Händen von Zauberern, welche vermittlest Salben und kabbalistischer Gebete alle Wunden heilen zu können vermeinen. Wirklich heilen auch diese hausbackenen Chirurgen die durch entsehlliche Säbelhiebe verursachten Wunden, und zwar schreiben sie bei dieser Gelegenheit den Kranken sonderbarer Weise nur Branntwein zu trinken vor, um, wie sie sagen, den kalten Brand zu verhindern. Die Heilung chronischer Uebel beschränkt sich oft nur darauf, daß sie den Kranken in die Kirche führen, wo der Geistliche Gebete über ihm liest, und wenn der Kranke nicht transportabel ist, schicken sie auch wohl nur dessen Kleid hin. Sogar Muselmänner vertrauen dieser frommen Ceremonie. Schwangere Frauen setzen nie ihre gewohnten Arbeiten aus und entledigen sich nicht selten ihrer Bürde mitten in der Arbeit auf freiem Felde, worauf sie nach Hause gehen und sich zu Bett legen, wenn sie auch völlig gesund wären, denn die Böchernerin darf sich gelehrt mehrere Tage lang vor Niemanden sehen lassen. Eine ganze Woche lang versammeln sich alsdann die Nachbarn des Nachts um das Haus der Böchernerin und machen fortwährend Lärm, so daß diese sowohl als der Säugling nicht schlafen können, damit sie nicht die Opfer der bösen Geister werden. Kranke, die befehen sind, lassen sich durch Wahrsager heilen, indem diese die Namen der Teufel, von denen jene befehen sind, auf ein Papier niederschreiben, das sie unter Versuchungen den Flammen übergeben. Es würde jedoch zu schwierig seyn, allen Aberglauben der Albanesen aufzuzählen. Oft sieht man Bäume, an denen zwischen den Zweigen Steine aufgepackt sind, indem die Reisenden aus dem gemeinen Volke hoffen, durch dergleichen Opfer die Wald-Teufel zu beschwichtigen. Zuweilen legen sie in dieser Absicht auch unter die Brunnen am Wege Blumen oder Muscheln, oder grünes Reis, oder auch wohl einige Haare aus dem Bart, als Geschenke für den guten einsamen Geist (Kaledämon), nieder. Besonders fürchtet der Albanese die Augen, und wenn er sich einbildet, daß er angesehen wird, so eilt er, Eisen zu berühren oder sein Pistol abzufeuern, indem er sich sonst unbedingt vom Wege verirren und in eine Schlucht oder einen Abgrund fallen würde, der von Bampyren bewohnt ist. Der Bampyr der Albanesen ist ein unverthilgbarer Geist, der zuweilen in der Gestalt einer schweren Schlange aus der Erde steigt, um die im Grabe schlafenden Menschen zu fressen. Wenn der Albanese sich zu einer längeren Abwesenheit anschickt, so näht ihm seine Frau einige Stüchlein ihrer eigenen Kleider in seinen Mantel und umgiebt sich unterdessen mit den Gegenständen, die ihrem Manne am liebsten sind, aus denen sie dann fortwährend wahr sagt. Wenn aber die Hunde des Nachts bellen, ohne daß man einen Gegenstand zur Veranlassung des Gebells sieht, so betrübt sie sich, indem sie glaubt, daß die Teufel auf die Seufzer ihres in Gefangenschaft gerathenen oder in den Sandwüsten von Tunis oder Palmyra erschlagenen Gatten antworten. Die Barbarei der Albanesen erklärt freilich all' diesen Aberglauben noch mehr als die orientalische Erziehung; der Einfluß des Orients spricht sich jedoch in ihren Gebräuchen kaum stärker aus, als der Einfluß des alten Europa: denn so widerspricht z. B. die Jagd auf wilde Thiere völlig den orientalischen Ideen, und doch ist dieser Zeitvertreib der Germanischen Barone ein Hauptvergnügen des Albanesen. (Schluß folgt.)

## Frankreich.

### Jakob Callot und seine Phantastestücke.

(Schluß.)

Callot war des Lebens im fremden Lande müde geworden, er wollte seine Tage in Nancy beschließen; so kaufte er sich ein Haus und verheiratete sich. Von seiner Frau, Catharina Kuttinger, weiß man nichts, als daß sie Witwe war und einen Sohn hatte. Dies war sicher eine Verstandesehe. Bald nach seiner Verheiratung wurde er sehr fromm, er versäumte die Messe nie, und die liebenswürdigen Thorheiten, die übersprudelnde Heiterkeit seiner Schöpfungen waren dahin.

Sein Talent, wie jede Originalität, machte überall das größte Glück. Selbst am Hofe zu Paris bewunderte man seine unerschöpfliche Phantasie; und als Ludwig XIII. zur Belagerung von La Rochelle aufbrach, berief er den Lothringischen Graveur in sein Gefolge, indem er sagte, nur dieser sey würdig,

Frankreichs Siege der Nachwelt zu überliefern. Callot folgte diesem ehrenvollen Rufe ungern, denn wie sollte er im Getümmel des Lagers die Messe regelmäßig hören? Nach der Belagerung begab er sich nach Paris um die auf dieselben bezüglichen Stiche zu vollenden. Hier traf er einen alten Freund, Sylvester Israel, wieder und kam mit mehreren Künstlern in Berührung, welche mit der Ausschmückung des königlichen Palastes beschäftigt waren, unter diesen Rubens, de Rouet, Poussin, Philipp von Champagne und Lesueur. Ungeachtet dieser Bekanntschaften und der Protection Ludwig's XIII. ging Callot, sobald seine Arbeit vollendet war, nach Nancy zurück. Er liebte jetzt mehr als Alles die Ruhe und die Beschränkung. Die Sorge für die Herausgabe seiner Werke überließ er seinem Freunde Israel, welcher die Freundschaft so weit trieb, mehrere Stücke Callot's mit seinem eigenen Namen zu zeichnen; auf den meisten jedoch lehrte bloß die Formel wieder: dargestellt von Callot, herausgegeben von Israel.

Außer der Sehnsucht nach Stille bewog Callot die Sorge für seine Familie und die große Liebe zu seiner Vaterstadt, in dieselbe zurückzukehren. Er vertiefte sich jetzt andachtsvoll in die vaterländische Geschichte und begeisterte sich vorzüglich für die Siege Lothringens über Burgund, als Nancy den Sieger von Gent, Lüttich und Montsbéry, Karl den Kühnen, sterben sah. Mehrere unvollendete Arbeiten, die sich in seinem Nachlasse gefunden, haben Bezug hierauf, unter Anderem ein allegorisches Stück, das die Unterschrift: „Gott und mein Degen“ führt.

Als Ludwig XIII. Nancy hierauf belagerte und es durch eine Hinterlist des Cardinals, der nur einen Triumph selbst auf Kosten der Ehre feiern wollte, mit Verletzung des Völkerrechts in seine Hände bekam, war er erstaunt, unter den Künstlern, die ihm in Nancy den Hof machten, Callot zu vermissen. So hat er die Wohlthaten vergessen, die ich ihm erwiesen habe? fragte der König Claude de Rouet. Der Maler hinterbrachte Callot die Worte des Königs. „Wohl hab' ich sie vergessen“, sagte dieser, „seit Ludwig XIII. auf diese Weise in Nancy eingezogen ist“; und er ließ sich nicht bewegen, zum Könige zu gehen. Doch bald erschien ein schriftlicher Befehl, vom Herzog Karl von Lothringen unterzeichnet, der ihn auf das Schloß vor den König forderte. Ich werde gehen, sagte Callot, doch der König soll es mir ansehen, wie ich von ihm denke. Ludwig XIII. trug ihm auf, die Belagerung von Nancy darzustellen. Sire, antwortete Callot, ich bin ein Lothringer und würde mir lieber den Daumen abhauen. Die Nahstehenden waren erschrocken über diese Berwegenheit, die Höflinge zogen die Degen und gaben der Wache im Vorsaale ein Zeichen; auf der anderen Seite gruppirten sich die Lothringischen Edlen, die dem Vaterlande noch treu geblieben waren, um Callot, um ihn zu vertheidigen; doch wie stieg das Erstaunen Aller, als Ludwig, der bisweilen königliche und menschliche Regungen hatte, vollkommen ruhig blieb und zu dem Maler sagte: „Meister Callot, eure Antwort macht euch Ehre“, und sich hierauf zu den Höflingen wandte und ihnen die Schwerter einzusinken winkte, mit den Worten: „Ich preise den Herzog von Lothringen glücklich, daß er solche Unterthanen hat.“

Schon in diesem Jahre stellte sich bei Callot das Uebel ein, welches ihn langsam tödtete. Um sich zu zerstreuen, legte er seinen Grabstichel bei Seite und hielt sich den Sommer über auf dem Landgute seines Vaters auf. Hier bildete er im Geiste sein großes Werk: die Versuchung des heiligen Antonius, aus, das er am Grabesrande vollführte, und in dem jedes Blatt Ariost's und Dante's würdig ist. Die Versuchung des heiligen Antonius ist ohne Zweifel ein ernstes Werk. Callot, der wie Hoffmann, ein anderer Träumer desselben Genres, den Teufel darstellte, würde sich gehütet haben, darüber zu lachen. Was uns in den großartigen Allegorien und besonders in den Darstellungen des Teufels Humor scheint, würde uns in ganz anderem Lichte entgegentreten, wenn wir es nur einigermaßen vermöchten, an den Teufel zu glauben.

Die Aerzte riefen Callot, die Arbeit ganz aufzugeben, doch dies war ihm unmöglich. So suchte er in trüber Dumpfheit dahin, lange trug er sich mit dem Gedanken des Selbstmordes und war zuletzt für Niemand mehr auf Erden vorhanden und ging an Nichts mit Liebe, als an das Gebet. Er starb am 25. März 1635, zweiundvierzig Jahr alt, und wurde im Franziskaner-Kloster begraben; man errichtete ihm ein prunkvolles Denkmal unter den Gräbern der Herzoge von Lothringen. In einer Pyramide, die sich über dem Grabe erhob, hing Callot's Bild in Lebensgröße, von seinem Freunde Michel Lasne auf schwarzem Marmor gemalt. Unter demselben war eine pompöse Urrede an die Nachwelt angebracht. Die Franziskaner jedoch, welche sich mit diesem Schwulste nicht vertragen konnten, schrieben den einfachen Pentameter darunter: Stabit in aeternum nomen et artis opus. Ein Freund Callot's, dem die Poesie der Mönche zu wenig bezeichnend scheinen mochte, mußte jedoch seiner Begeisterung noch in folgenden traurigen Versen Luft machen, die sich allein erhalten haben:

En vain tu ferais des volumes  
Sur les louanges de Callot,  
Pour moi je ne dirai qu'un mot:  
Son burin vaut mieux que vos plumes.

Die Ehre, als großer Herr begraben zu seyn, mußte jedoch Callot noch entgelten. 1793 glaubte der Sansculottismus seinen Muth an einem alten Herzoge kühlen zu können und zerstörte das Grab. Später fand man die Hälfte des Bildes wieder auf, und 1825 entdeckte man auch Callot's Asche und setzte sie in der Kirche bei.

## VI.

Callot's Werke bestehen aus fast funfzehnhundert Platten, die mit Israel's Namen bezeichneten mit eingerechnet. Wo die Phantasie keinen Spielraum mehr hat, hört der Reiz seiner Werke auf. Man sieht, daß es ihm langweilig

war, Etwas mit mühsamer Sorgfalt vollständig auszuführen. Oft warf er im Gespräch mit Freunden nur einzelne Striche hin und war erschaut, zu sehen, daß sie sich zur Figur geordnet hatten. Ungeachtet alles Humors, aller Bizarrierie, war sein Talent im Grunde ernst. Bei all' der großartigen Bewegung in so vielen seiner Arbeiten, in denen sich oft Tausende von Menschen zusammendrängen, zeigt sich stets die größte Klarheit der Anlage und nirgend eine Wiederholung, und überall das tiefe geistige Leben, welches nur aus einer lebendig anschauenden Phantasie und einer wahren Begeisterung hervorgeht.

Später führte ein Bürger von Nancy, Laurentz Mannoyse, die meisten der Grotesken Callot's als Schnitzwerke in Holz aus. Seine Arbeiten fanden großen Beifall, und unsere Väter zierten Kamine und Schränke mit denselben, doch hat sich Nichts von ihnen erhalten.

Es mußte für den Ruhm Callot's und besonders für seine Bedeutung in der Kunstgeschichte nur nachtheilig seyn, daß er nach Albrecht Dürer und vor Rembrandt kam. An die einfache Naivetät, die tiefe Wahrheit Dürer's reicht Callot nicht von fern. Als Raphael Dürer's Holzschnitte sah, hat er ihn um sein Portrait und schickte ihm das seinige; so malte van Dyl, von Callot's Werken begeistert, diesen, als er durch Glandern reiste, und wurde von ihm während des Malens in Kupfer gestochen; auch sie wechselten die Bilder, und man kann die Parallele vollständig machen, indem man sagt, daß zwischen Callot und Albrecht Dürer ein so großer Unterschied stattfindet, wie zwischen van Dyl und Raphael. Rembrandt malt ebenfalls Lumpen, doch bei ihm birgt sich hinter den Lumpen die tiefste Poesie, bei Callot oft nichts als eine Grille des Talents, eine Caprice der Phantasie. Die Phantasie ist die zehnte Muse, und sie war die Muse Jakob Callot's. In seinen Werken vermischt man die in alle Tiefen eindringende Vernunft, den klar und selbständig berechnenden Verstand und die Wärme des Gemüths. Sie ist leicht zu unterscheiden von dem Feuer der begeisterten Phantasie. Seine Arbeiten stellen nicht Scenen des Lebens, sondern des Karnevalls dar. Obgleich Franzose, besitzt er nichts von Molière's komischer Kraft, nichts von der milden Naivetät Lafontaine's. Obgleich er lange Jahre Italiänische Luft geathmet hat, ist es ihm nicht gelungen, einen Theil des großartigen Geistes der Italiänischen Meister in sich aufzunehmen: doch hat er die Italiänische Peiterkeit, wie sie in Ariost bis herab auf Gozzi erscheint, auf das herrlichste dargestellt.

A. Houffaye.

#### Das Entlaufen der Galeeren-Sklaven.

In einer so eben unter dem Titel: „Das Innere der Bagnos“, erschienenen Französischen Schrift befinden sich einige Details, die auch für das Ausland nicht uninteressant seyn dürften.

Es ist schwer, sagt der Verfasser jener Schrift, Herr Sers, einen allgemeinen Bericht über die Art der Beaufsichtigung abzuhalten, die in den drei Französischen Bagnos ausgeübt wird, da die Dienst-Reglements je nach der besonderen Lokalität verschieden sind; indessen sind wir doch im Stande, folgendes in dieser Beziehung mitzutheilen.

An den Gittern der Bagnos ist eine Wache aufgestellt, die das Geschäft hat, die Thüren zu öffnen und zu schließen; sie darf keinen Fremden herein oder hinaus lassen, ohne daß die besondere Erlaubniß des Aufseher's über die Dienstmannschaft hierzu gegeben wird. — An den Gittern der einzelnen Gefängnisse sind in gleicher Weise beständig zwei Wachen aufgestellt, von denen die eine die Schlüssel führt, die andere hingegen die Verbrecher bei ihrem Aus- und Eingange zu kontrolliren und zu visitiren hat. — Des Morgens, wenn die Verbrecher sich zur Arbeit begeben, werden sie gezählt, und eine Abtheilung der Wache ist insbesondere damit beauftragt, die Fesseln zu untersuchen, um nachzusehen, ob sie etwa zerhauen oder zerbrochen sind. — Bei der Arbeit werden jedem einzelnen Aufseher fünf Verbrecher-Paare übergeben; wenn dieser bemerkt, daß einer oder mehrere von ihnen verschwunden sind, so führt er sogleich die übrigen ihm anvertrauten Leute nach dem Bagno zurück und macht daselbst Anzeige davon, indem er den Ort angiebt, wo jene entwichen sind. — Zu Mittag, wenn die Verbrecher nach dem Bagno zurückkehren, zählt man sie noch ein Mal. Wenn sie des Nachmittags wieder herausgelassen werden, so werden sie von neuem visitirt. Endlich zur Nachtzeit werden sie zum letzten Mal zusammengerufen, indem zu dem Zwecke eine Kanone abgefeuert wird. — Des Abends, wenn alle Verbrecher zusammen sind, nehmen die Aufseher vor den Gefängnissen ihre Posten ein, und eine Abtheilung der Wache wird für die Nacht konfignirt. — Auch während der Nacht wird der ganze Umfang des Bagnos von den Gehülften der Aufseher umzogen, wobei sie, so sie es für nöthig halten, sich von Wachen begleiten lassen. — Außerdem hat jedes Bagno eine Militär-Wache unter den Befehlen eines Offiziers und beständig geladene Kanonen; wenn die Verbrecher herausgelassen werden, so zieht die Wache auf und die Lunte wird angezündet, so daß das Geschütz im Nothfalle auf der Stelle abgefeuert werden kann.

Bald befinden sich die fünf einem Aufseher anvertrauten Verbrecher-Paare auf derselben Stelle zusammen, bald nehmen sie einen ziemlich weiten Raum ein, so daß der Aufseher nicht im Stande ist, seinen kleinen Trupp auf einmal zu überschauen. Uebrigens enthalten die Arsenale mehr oder weniger Vertiefungen; sie sind mit Magazine aller Art versehen, haben Schiffe auf den Bersten und auf der See; auch liegen Tausende von Holzstücken hier und da aufgethürmt, wie Schiffstrümmer, Maschinen und Bauholz, die alle so viele Schlupfwinkel bilden, daß der Verbrecher in einer Sekunde sich dem wachsamsten Auge zu entziehen im Stande ist; er studirt, er erräth, er erkennt die Ausgänge, die ihn gegen die sorgfältigsten Nachsuhungen zu schützen im Stande sind; die Hoffnung auf die Wiedererlangung der Freiheit eröffnet

ihm die Aussicht auf ungläubliche Hülfquellen; er zerbricht seine eigene Kette und verschwindet plötzlich, gleichsam wie auf einen Zauberschlag.

Die Kette bildet übrigens für den Verbrecher das geringste Hinderniß; er erfaßt sie mit einem kalten Meißelschlage, mit der Art oder mit jedem anderen Werkzeuge, das gut schneidet; hierauf befestigt er den Ring in der Spalte irgend eines Stückes Holz und biegt sodann zu wiederholten Malen das Eisen hin und her, so daß dasselbe endlich seinen Anstrengungen weicht.

Uebrigens kommen mitunter Entweichungen vor, die sich unmöglich verhindern lassen. So zum Beispiel waren am Abend vor Weihnachten, im Jahre 1838, zehn Verbrecher-Paare, unter der Aufsicht zweier Aufseher, auf der Rhone-Biese zu Rochefort mit Erdarbeiten beschäftigt. Auf ein Mal zerbrachen sechs von diesen Verbrechern ihre Ketten und liefen plötzlich davon, so daß sie ihre Aufseher außer Stand setzten, sie alle zugleich wieder aufzugreifen. Zur selben Zeit fiel der Regen in Strömen herab, die Nacht brach herein, und vierzehn Mann waren noch zurückgeblieben. Indessen gelang es einem von den Aufsehern, die Spur der Flüchtlinge aufzufinden, und nachdem er sie mit Standhaftigkeit verfolgte, holte er sie endlich ein und brachte den, der zuerst von ihm aufgegriffen wurde, mit entblößtem Säbel nach dem Bagno zurück.

Ein anderes Mal zerbrachen in demselben Hafen zwei Verbrecher ihre Fesseln am Ufer der Charente, stürzten sich in den Strom und schwammen durch den Fluß unmittelbar vor den Augen der Aufseher, denen, da sie nicht schwimmen konnten, nichts Anderes übrig blieb, als die Deserteur mit ihren Drohungen zu verfolgen.

Als die günstigste Jahreszeit für die Entweichungen erscheint der Sommer, eine Zeit, wo die Natur selbst den Flüchtling durch Obst erhält und in den Getraidefeldern Schutz gegen die Gendarmen gewährt; auch warten in der That die Verbrecher meist die Monate Juni und Juli ab, um alddann plötzlich zu entweichen. Die zu dieser Jahreszeit herrschende Dürre gestattet ihnen, überall durch das Wasser zu kommen, wo die Noth es erfordert.

Das Entlaufen des Verbrechers wird der fernen Landschaft durch drei Kanonenschüsse angezeigt; wer denselben auffängt, erhält eine Prämie, die im Hafen fünfundsanzig Francs, innerhalb der Stadt funfzig Francs und außerhalb der Mauern derselben hundert Francs beträgt. Durch diese Prämie, so wie durch den Schrecken, den die Flucht des Galeeren-Sklaven einflößt, wird die ganze Bevölkerung sowohl innerhalb als außerhalb der Stadt in Bewegung gesetzt; man bewaffnet sich, man durchstreift das Land, und man bewacht sorgfältig seine Güter; das Signalement des Deserteurs wird auf der Stelle an die See-Präfektur, an den Befehlshaber der Truppen, an die Gendarmerie der Umgegend, an den Berichtshatter bei dem Marine-Tribunal, an den Douanen-Aufseher und an die Präfekten der acht benachbarten Departements abgeschickt.

Aber in welcher Kleidung wird man den Galeeren-Sklaven wiederfinden? Und was für Papiere wird er bei sich führen? Im Arsenal kann man für Geld durch häßliche Gauner Kleidungsstücke geliefert erhalten; aber auch mittelst Nachschlüssel, welche die Verbrecher sich selbst anfertigen, können sie in eines der Magazine oder in ein Atelier eindringen und sich hier neue oder alte Kleider verschaffen. Was ferner die Papiere betrifft, so werden dergleichen in allen Bagnos angefertigt; namentlich können wir zu Rochefort den Verbrecher Clément zitiren, dessen hierin geübte Feder aufs täuschendste einen Reisepaß nachzumachen versteht. Man hat zuweilen einen solchen mit den von der Mairie ausgestellten Pässen verglichen, und man war nicht im Stande, irgend einen Unterschied zwischen denselben zu entdecken.

Dem entlaufenen Verbrecher werden, wenn er wieder eingefangen wird, entweder drei Jahre verlängerte Strafzeit auferlegt, wenn er vorher als Galeeren-Sklave auf Zeit, oder er wird zu drei Jahren Doppelketten verurtheilt, wenn er vorher als lebenslänglicher Galeeren-Sklave im Bagno war.

Als Beispiele einiger Entweichungen, die Staunen erregen, führen wir folgende an:

Zu Toulon gelingt es dem Verbrecher Jichon, sich von seinen Ketten loszumachen; er täuscht die Aufmerksamkeit der Wachen, und man findet ihn nicht mehr auf. Indessen werden gegen ihn als einen Verdächtigen die schnelligsten Untersuchungen angestellt; Aufseher und Gehülften sind auf den Beinen; man zieht überall Erkundigungen ein; das Innere des Arsenals wird nach allen Richtungen hin durchspäht; nichts führt auf die Spur des Verbrechers. Was ist aus ihm geworden? Er hat sich im Wasser, im Hintergrunde eines Bassins, versteckt; vermittelst eines ledernen Armbands, dessen äußerstes Ende an der Oberfläche des Gewässers angebunden war, erhielt er die ihm nöthige Luft; während der Nachtzeit kam er aus seinem Schlupfwinkel hervor und nahm die Nahrungsmittel zu sich, die seine Kameraden an einem geheimen Orte für ihn niederlegten. Am dritten Tage erst entwich er gänzlich.

Der berühmte Moriz entkam aus dem Bagno auf eine noch merkwürdigere Weise: trotz der Doppelketten, mit denen er gefesselt war, gelang es ihm, sich einen Nachschlüssel zur Thür seines Gefängnisses zu verschaffen; nachdem er seine Fesseln durchsägt, schwingt er sich aufs Gitter, nicht weit von der dort aufgestellten Wache; ohne die Glocke des Bagnos in Bewegung zu setzen, steigt er mittelst des Seiles aufwärts, durchbricht das Dach, verhält den Glockenköppel mit leinemem Zeuge, kommt sodann zurück und findet acht seiner Kameraden von ihren Fesseln befreit; der kühne Verbrecher führt sie unter die Glocke, zeigt ihnen den offenen Weg und schwingt sich selbst als der neunte Mann aufs Dach. Unterdessen hat die Wache herausgerufen; die Entweichung wird entdeckt; sogleich umzingeln die Patrouillen das Arsenal, dessen vorzüglichste Punkte auf der Stelle von ihnen besetzt werden; acht Galeeren-Sklaven

werden wieder aufgefangen: Moritz allein entwischt den Nachsuchungen. Dieser Verbrecher befand sich in dem Bagno zu Brest.

Eine der merkwürdigsten Desertionen ist die des Cochot. Der Plan, welchen er bei seinem Entlaufen sich entwarf, war folgender: am 30. April des Abends, als am Vorabend des Geburtstages des Königs, werden in jedem Hafen des Staates einundzwanzig Kanonensalven gelöst. Cochot dachte nun, daß die drei Kanonenschüsse, welche als Signal der Entweichung eines Verbrechers abgefeuert zu werden pflegen, leicht mit denen verwechselt werden dürften, welche den königlichen Geburtstag ankündigten. So verschwand er denn am 30. April 1838 aus dem Bagno von Rochefort; so wie er es im voraus berechnet hatte, so war in der That das gleichzeitige Abfeuern des Geschüßes günstig für ihn. Auf dem Lande hatte der Wiederhall der Kanonen kein Mißtrauen erregt. Cochot befindet sich auf einmal in Freiheit! Wohin wendet er sich nun? Wir verfolgen ihn. Er besteigt die Landstraße von Rochefort nach Fontenay-le-Comte, kommt in dieser Stadt an, und ohne den Wagen zu räumen, schlägt er den Weg nach Antigny ein. Der Maire von Antigny, Herr Thibault, beschützte einen gewissen Metay, den Kettengenossen unseres Deserteurs; der Letztere nun, der sich des Namens und der Wohnung des Maire's erinnerte, wendet sich an denselben, erzählt ihm, daß er bei Gelegenheit des königlichen Geburtstages begnadigt worden wäre; sodann überreicht er ihm als Geschenk von Seiten Metay's mehrere im Bagno verfertigte Gegenstände. Nachdem er auf diese Weise das Vertrauen des Herrn Thibault gewonnen, erzählt ihm Cochot von einem Unglücksfalle, der ihm, wie er sagt, auf dem Wege widerfahren wäre: der Deserteur hat nicht bloß den Brief, der das Detail über die an den Maire übersandten Gegenstände enthielt, sondern auch seinen eigenen Gnadenbrief, mit dem zugleich ein Reisepaß nach Paris verbunden war, verloren. Der zu leichtgläubige Maire läßt sich ins Netz fangen und liefert dem Deserteur einen Paß. Cochot, der nun mit regelmäßigen Papieren versehen war, konnte hierdurch den Nachsuchungen der Polizei leichter entgehen; aber beherrscht von der Lust am Verbrechen, beging er eine Menge Diebstähle, auf deren Entdeckung er zu Rheims von neuem eingesperrt wurde. Indessen gelang es doch dem beständig auf die Freiheit bedachten Verbrecher, sich einen gebratenen Fisch ins Gefängnis bringen zu lassen, in welchem ein Pendel verborgen lag; vermittelt einer Messerklinge macht er Zacken darein, zerfährt damit die Bretter des Galeeren-Schiffes und entwischt zum zwölften Male. In Beauvais wieder eingefangen, wird er wegen neuer Verbrechen nach den Galeeren gebracht, wo seine Strafe bis auf vierzig Jahre Zwangsarbeit stieg.

Der aus Spanien gebürtige Boucher gehört auch zu jenen Verbrechern, deren Kühnheit in Erstaunen setzt; noch bis jetzt hat man nicht entdecken können, welches Mittel er bei dem Desertiren sich bedient; so viel aber ist gewiß, daß er bei seinem Entweichen den Tag vorher anzuzeigen pflegt, und doch trotz dieser vorherigen Anzeige, trotz der besonderen Wachsamkeit, die man deshalb auf ihn wendet, verschwindet Boucher. Bei sieben von ihm ausgeführten Entweichungen ist es ihm sechs Mal gelungen, nach Spanien zu entkommen; das siebente Mal jedoch wurde er außerhalb der Thore der Stadt wieder eingefangen.

Der in den Französischen Bagnos als ein Dieb von merkwürdiger Gewandtheit bekannte Jossard entweicht aus dem Bagno und entkommt nach Paris. Jossard verschmäh't die Börse des läneur, so wie die vor dem Laden des Kaufmanns ausgehängten Proben; er sucht sich vielmehr ein für seine Gewandtheit geeigneteres Feld auf: er geht in das königliche Münz-Kabinet, und hier, fast vor den Augen der Dienerschaft, entwendet er auf einmal mehr als 100,000 Francs in seltenen alten Medaillen. Der wenige Augenblicke darauf entdeckte Diebstahl führt die Polizei sogleich auf die rechte Spur; Jossard erräth die Gefahr, macht, daß er davonkommt, geht vor einem Kleiderladen vorbei, entwendet auf offener Straße einen Paletot und einen Huth, begiebt sich nach der nächsten Allee und kleidet sich daselbst um, und so durch die neuen Kleider unkenntlich gemacht, verliert er sich bald mitten unter der Menge. Später jedoch in der Provinz als Bagabund festgehalten, wurde er zu Limoges wiedererkannt und hierauf von neuem auf die Galeeren gebracht, wo er seitdem die fürchterliche Strafe der Doppelfetten erleiden muß.

Als Beispiel einer listigen Desertion können wir die von Victor Desbois anführen, der im Bagno von Brest eingesperrt war. Derselbe verfertigte sich aus buntem Sammpapier eine Livree, wie die eines Aufseher-Gebülten: einige Augenblicke, nachdem der Chef der Aufseher in sein Gefängnis eintrat, um daselbst seine gewöhnlichen Untersuchungen anzustellen, zeigt sich der Verbrecher vor dem Gitter und verlangt mit Keckheit herausgelassen zu werden; die Keckheit des Kostüms erscheint so auffallend, daß die Schildwache gar kein Mißtrauen faßt, sie öffnet ihm die Thür, und Victor Desbois befindet sich in Freiheit.

Bis auf den heutigen Tag ist es unmöglich gewesen, den geheimen Verbindungen auf die Spur zu kommen, welche die Verbrecher des einen Hafens mit denen des anderen Hafens unterhalten, und man ist in diesem Betreff auf bloße Rnthmähungen beschränkt.

Collet war zu Rochefort beinahe zwanzig Jahre in Gefangenschaft; während dieser langen Zeit hätte der Rechnungsführer nie eine Centime von ihm zur Aufbewahrung erhalten; niemals hatte man eine größere Summe bei ihm gesehen, als die ihm vorschristmäßig zukam. Trotzdem hat Collet während dieser zwanzig Jahre beständig seine, saubere Wäsche gehabt, einen guten Fisch geföhrt, bei dem selbst eine Flasche Bordeauxwein oft anzutreffen war,

ferner Tabak geschmupft, so wie er sich auch Bücher und allerlei Lieblings- und Erholungsgegenstände, die von den Borgesezten nicht untersagt sind, ankaufte. Collet ließ sich nichts entgehen; er bezahlte des Tages, und auch des Abends verschmäh'te er die Ausgaben nicht. Woher floß nun diesem Verbrecher das hierzu nöthige Geld zu? Das ist ein Geheimniß, das er, so wie viele andere Verbrecher, mit sich ins Grab genommen. Nach seinem Tode fand man noch neun Goldstücke in dem Kragen seiner Weste."

### Mannigfaltiges.

— Lagenevais über Deutsche Bildungszustände. Ein in der Berliner Bossischen Zeitung vom 18. Februar enthaltener Privatbericht aus Paris spricht von den Germanophilen unter den Französischen Schriftstellern und erwähnt als solchen auch eines Herrn Lagenevais, der nach seiner kürzlich erfolgten Rückkehr nach Paris in der Revue des deux Mondes als ein Darsteller Deutscher Bildungszustände aufgetreten sey. Aber Herr Lagenevais ist nichts weniger als das, was jener Berichterstatter einen Germanophilen nennt. Vielmehr zieht derselbe mit großer Bitterkeit gegen die neuere Deutsche Literatur los, der er nicht bloß Mangel an Originalität, sondern sogar auch Mangel an gutem Glauben und redlicher Gesinnung vorwirft. Wir wollen mit Herrn L. oder vielmehr mit der Revue, die durch Aufnahme einer solchen Diatribe deren volle Verantwortlichkeit übernommen hat, nicht darüber rechten, ob denn die heutige Französische Literatur wirklich so hoch über der heutigen Deutschen stehe, ob nicht vielmehr so mittelmäßigen tragischen Dichtern, wie Herrn Victor Hugo, Herrn Delabigne u. A., so mittelmäßigen lyrischen, wie Herrn Soumet, Herrn Quinet und Herrn de Musset, und endlich so mittelmäßigen Novellisten, wie Herrn Sue und Herrn Soulié, Deutschland vollkommen gleichberechtigte, wo nicht gar überlegene Talente gegenüberzustellen habe; aber wir fragen unsere Französischen Verkleinerer, ob denn der fortschreitende Bildungszustand eines Volkes und die Borratskammern seiner Werke des Geistes lediglich in der Poesie und Belletristik und nicht auch in der Wissenschaft und in der bildenden Kunst zu suchen seyen? Es ist wahr, wir haben keinen Scribe und überhaupt kein gutes Lustspiel jetzt aufzuweisen, und — darum sollten wir wieder auf dem Standpunkt uns befinden, auf welchem uns Lessing im 18ten Jahrhundert traf: bei der Gottschedschen Verehrung und Nachahmung alles dessen, was aus Frankreich kommt! Wenn dies das Resultat der Beobachtungen ist, die Herr Lagenevais in Deutschland gesammelt, so können wir ihm versichern, daß sie das darauf verwendete Reisegeld nicht werth sind. Er sollte wieder umkehren, um sich belehren zu lassen, daß es gründlicherer Studien, als eines Einblicks in die Guglowschen „Briefe aus Paris“ und in die satirischen Vorträge des Herrn „Baselrode“ bedarf, um über die Bildungszustände des Deutschen Volkes zu urtheilen.

— Carnot und der Deutsche Befreiungskrieg. Ein Urtheil anderer, d. h. gründlicherer Art über Deutschland möchte das seyn, das wir von Herrn Hipp. Carnot, Mitglied der Französischen Deputirten-Kammer, in seinem bereits angekündigten und nächstens erscheinenden Werk über „Deutschland während des Befreiungskrieges“ \*) zu erwarten haben. Herr Carnot, den wir als einen vorurtheilsfreien und durchgebildeten, wiewohl unterschieden liberal gesantten Mann kennen gelernt, geht von dem Gedanken aus, den auch Börne früher und seitdem Leroux öfter ausgesprochen, daß Frankreich und Deutschland, sich gegenseitig durchdringend, dazu bestimmt seyen, im Bunde mit einander die Civilisation der Welt fortzuführen. Darum strebt er zunächst dahin, beide Länder mit einander zu versöhnen, und so hat er es sich denn auch zur Aufgabe gemacht, den Deutschen Befreiungskampf der Jahre 1813, 14 und 15 als eine That des Nationallebens darzustellen, welche Frankreich eben so zu achten habe, wie sie Deutschland zur Ehre gereiche, da dieses in seiner Abschüttelung des Napoleonischen Joches und der Französischen Uebergriffe vollkommen in seinem Rechte gewesen. Daß Herr Carnot weit davon entfernt sey, die bekannten Rheinaufer-Gelüste zu theilen, versteht sich hiernach von selbst. Folgende Worte sind der Einleitung seines Buches entlehnt, die von einem Französischen Journal bereits mitgetheilt wird: „Nicht wollen wir hiermit eine historische Erzählung der Begebenheiten, sondern vielmehr ein moralisches Gemälde jener großen Erhebung liefern. Darum haben wir unsere Materialien auch nicht in Zeitungen und Annalen gesucht; wir haben nach ihnen in Gelegenheitschriften und besonders in vertrauten Briefwechseln geforscht, die bis auf die letzten Jahre außerhalb aller Publizität geblieben. Aber die fruchtbarste und, wir wagen hinzuzufügen: die reinste Quelle, aus welcher wir geschöpft, ist die Poesie jener Epoche. Die Poesie ist der Schlüssel der Geschichte: sie erschließt uns oft den wahren Sinn der That-sachen, deren sorgfältigste Auseinanderlegung immer noch einen falschen Eindruck zurüchlassen würde. Die Seele des Dichters ist ja ein Spiegel, in welchem sich uns die Gestalt der Zeit in wahren und lebendigen Zügen darstellt. In dem Deutschen Befreiungskriege schritt der That das Lied voran, und es hat nicht aufgehört, sie zu unterstützen. Die Hälfte dieser geschichtlichen Episode haben wir in Nationalgesängen schildern können; es bilden diese gewissermaßen einen Romanero des neueren Deutschlands.“

\*) L'Allemagne pendant la guerre de la délivrance.